

*„Aber die Frage begleitete mich: Wie lebt man in einer Diktatur?“ Christa Wolf – Hoffnungen und Enttäuschungen einer DDR-Autorin*

EVE PORMEISTER

**Abstract.** *“But I Still Had This Question: How Does One Live Under a Dictatorship?” Christa Wolf – Hopes and Disappointments of an East German Writer.* The article focuses on the tensions between writing and dictatorship and especially between real socialism and socialist utopia. Based on Christa Wolf’s essays and novels she shows how the tension between her utopian pretension and real disappointments increased in the face of totalitarianism being established in the GDR. The article tries to explain what kind of attitude the writer, who had been strongly attacked by literary critics, especially from the West, after 1989, had towards the term “dictatorship”. How can we understand why she kept a gleam of hope for a socialist utopia in spite of her early disillusionment about the social and political developments in the ostensibly antifascist-democratically aligned part of Germany? Both a poetic and political continuity can be observed in Wolf’s texts: her credibility consists in a subjective authenticity expressed in her novels and essays; this may explain why the author continued to believe in a socialist utopia after the GDR had developed historically into a totalitarian state and even after the end of the socialist project.

**Keywords:** dictatorship, writing and the political-ideological dictates, socialist utopia, subjective authenticity

**DOI:** <http://dx.doi.org/10.12697/IL.2013.18.2.12>

---

„Aber die Frage begleitete mich: Wie lebt man in einer Diktatur?“

In welchem Spannungsfeld stand sie. In dem gespaltenen Land,  
der zerrissenen Menschheit, zwischen Tat und Enttäuschung.<sup>1</sup>

Volker Braun

Mit meiner verbrannten Hand schreibe  
ich über die Natur des Feuers.<sup>2</sup>

Ingeborg Bachmann

## Einleitung: Diktat und Diktatur

„Aber die Frage begleitete mich: Wie lebt man in einer Diktatur?“<sup>3</sup> – Diese Frage stellt sich die Erzählerin des letzten Buches von Christa Wolf *Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud* (2010). Sie ist auf der Suche nach dem „blinden Fleck“, der sie ihre mehr als dreißig Jahre zurückliegende IM-Tätigkeit<sup>4</sup> „vollkommen vergessen“ (SdE 186) lassen hat. Das ist zugleich eine Frage, die im Thema steckt, das die Beiträge dieses Bandes bei ihrer Annäherung an das Spannungsfeld zwischen SCHRIFTstellern und DIKTATUREN verbindet: Wie stellt man etwas in *Schrift* und bringt es in *diktierenden*, totalitären gesellschaftlichen Systemen zum Leser? Im Falle von Christa Wolf implizieren diese Worte indes dreierlei: die An- und Vorwürfe gegen die Autorin, die Frage nach den Beweggründen ihres Bleiben-Wollens in der totalitären sozialistischen Gesellschaft und die Frage nach ihrem Diktatur-Verständnis. Diesen Momenten nachspürend wird noch einmal ersichtlich, dass mangelnde Erfahrungen vom Innenleben eines Landes zu einer trügerischen Wahrnehmung seiner gesellschaftlichen Situation und zu voreiligen und vorschnellen Verurteilungen führen können.<sup>5</sup> Martin Ahrends kommentiert die Wahrnehmung von außen mit folgenden Worten:

Konform, opportunistisch kann Christa Wolf nur demjenigen erscheinen, der vom DDR-Innenleben keine Ahnung hat. Daß er davon keine Ahnung hat, ist dem Wessi wiederum nicht vorzuwerfen. Die DDR war ihm ja all die Jahre,

---

<sup>1</sup> Braun 2011: 13.

<sup>2</sup> Bachmann 1994: 71; sie bezieht sich auf Gustave Flaubert; vgl. Wolf 1976: 215.

<sup>3</sup> Wolf 2010: 234. Im Weiteren sind alle Zitate und Vergleiche mit dem Kürzel SdE und der Seitenzahl im Fließtext eingeklammert wiedergegeben.

<sup>4</sup> „IM“ ist die Abkürzung für „informeller Mitarbeiter“.

<sup>5</sup> Siehe dazu Hoffmann 2006: 335.

wie übrigens die anderen Ostblock-Staaten auch – ein langweiliges, düsteres Land, mit dessen Bewohnern nicht viel los zu sein schien. Vaclav Havel hat diese trügerische Wahrnehmung zutreffend als etwas beschrieben, dessen Ursache im Wahrgenommenen liegt: die mähliche Abtötung des gesellschaftlichen Lebens durch den immer effektiveren totalitären Zugriff, das „totalitäre Nichtigwerden“ des lebendigen Geschehens, also der Geschichtlichkeit, habe zur Folge, daß die Strangulation von außen als solche nicht wahrgenommen werden kann. Das Nichtgeschehen kann nur von innen erfahren werden: als Verhinderung alles dessen, was eigentlich geschehen könnte, sollte und mußte. (Ahrends 1990: 6)

Exemplifiziert sei die Fragestellung nach SCHRIFT und DIKTATUR zunächst an einem Beispiel aus dem philologischen Alltag. Bei der Durchsicht von Textauszügen, die ich Studierenden vorgesprochen bzw. diktieren hatte, war ich völlig verblüfft, als ich anstelle des Wortes „Diktat“ das Wort „Diktatur“ las. Vielleicht aber hatte diese Studentin gar nicht so Unrecht. Die Wörter „Diktatur“ und „Diktat“ gehen beide auf das lateinische „dicere“ zurück, sinnverwandt sind beide mit dem Wort „Diktum“ (Anordnung). Im weitesten Sinne hatten sich die Studierenden mithin schon meiner *Diktatur* zu fügen und sich meinem *Diktat* zu beugen, nur dass dieses Diktieren in freundschaftlicher Abmachung als Übung erfolgte und nicht unter der Anwendung von Gewalt oder in der Ausübung von Herrschaft durch eine Person (eine gesellschaftliche Gruppe oder Partei), geschweige denn in Form von totalitärer Herrschaft. Genau zu dieser entarteten Form entwickelten sich die ursprünglich womöglich humanistischen Absichten des Sozialismus im östlichen Gebiet Deutschlands, das vom 7. Oktober 1949 bis zum 3. Oktober 1990 den Namen „Deutsche Demokratische Republik“ trug und das einst vier Jahre meine Wahlheimat war. Gegen Ende der DDR, als sich mit der friedlichen Revolution bzw. dem Volksaufstand 1989 die Bezeichnung „Wende“ (vgl. SdE 90) etablierte, kam dieser Staat, wie Christa Wolf in ihrem Schwanengesang schreibt, „unter de[m] Namen ‚SED-Diktatur‘ in die Gazetten“ (SdE 197).

Christa Wolf scheint ein kompliziertes Verhältnis zum Begriff „Diktatur“ gehabt zu haben. In der Bedeutung von „Unrechtsstaat“ will sie ihn auf das ehemalige Ostdeutschland nicht anwenden, von der DDR als von einem totalitären System zu sprechen, wehrt sie sich. Als der *Spiegel* am 14. Juni 2010, etwa eine Woche vor der Veröffentlichung von *Stadt der Engel*, in einem Interview abermals darauf insistiert, Christa Wolf sollte eine klare politische Stellungnahme zur DDR abgeben, d. h. die DDR zum Unrechtsstaat, zur Diktatur

„Aber die Frage begleitete mich: Wie lebt man in einer Diktatur?“

erklären,<sup>6</sup> hält die Autorin den das Gespräch führenden Redakteuren Susanne Beyer und Volker Hage entgegen, dass diese Begriffe alle „Differenzierungen“ (R 189) verdecken, an denen es ihr so liege. Zudem werde die kritische Auseinandersetzung mit der DDR bei ihr „ständig geführt“ (R 189). Als würden die Fragenden tatsächlich unter Wolfs Haut „auf die Innereien eines Monsters“ (SdE 141) hoffen, lassen sie nicht nach und fragen, ob „man nicht auch einmal zu einem Urteil, einer Einschätzung kommen“ (R 189) sollte. Daraufhin macht die Autorin, die sich „mit einer wohlformulierten Reueerklärung“ (SdE 310) offensichtlich nicht aus der Schusslinie nehmen will, auf die Gefahren von *beurteilen* und *verurteilen* aufmerksam: Man könne vom pauschalen *Beurteilen* „ziemlich schnell nur zum *Verurteilen*“ (R 189)<sup>7</sup> kommen, doch dagegen verschließe sich Erkenntnis.

Dass sie im östlichen Deutschland in einer Diktatur lebten, bestreitet Christa Wolf gar nicht, sie empfindet indes, was sie auch bereits 2005 in einem Gespräch klar ausspricht, die Abqualifizierung der DDR „einzig unter dem Begriff Diktatur als zu undifferenziert“ (R 187). Hinzu kommt noch, dass die Diktatur, in der sie lebten, sich als politische Herrschaft der Arbeiterklasse legitimierte und daher mit dem Totalitarismus nichts zu tun gehabt haben konnte:

Wir hätten ja gar nicht bestritten, daß wir in einer Diktatur lebten, der Diktatur des Proletariats. Eine Übergangszeit, eine Inkubationszeit für den neuen Menschen, versteht ihr? *Die wir den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit, konnten selber nicht freundlich sein*, daran habe ich mich festgehalten. (SdE 258)<sup>8</sup>

Ein Vergleich mit der jüdischen, deutsch-amerikanischen politischen Theoretikerin Hannah Arendt erhellt einen weiteren Aspekt. Sie unterscheidet zwischen der totalen Herrschaft und den gewöhnlichen Diktaturen. Den Nationalsozialismus sowie den Stalinismus sieht sie als *totalitäre* Systeme, den Faschismus Benito Mussolinis, die Sowjetunion nach Stalins Tod und ihre „Satellitenstaaten“, darunter die DDR, hingegen als *nicht totalitäre* Diktaturen. Das Wesentliche der totalitären Herrschaft liege, wie Arendt 1951 schreibt,

<sup>6</sup> Vgl. Wolf 2012: 188. Alle weiteren Zitate aus dem Band *Rede, daß ich dich sehe. Essays, Reden, Gespräche* sind mit dem Sigel R und der Seitenzahl gekennzeichnet.

<sup>7</sup> Hervorhebungen E. P.

<sup>8</sup> Man war sich des ethischen Dilemmas, das Bertolt Brecht in seinem Gedicht *An die Nachgeborenen* (veröffentlicht 1939) poetisch darstellt und worauf Christa Wolf sich bezieht, durchaus bewusst.

„einzig darin, dass sie die Menschen, so wie sie sind, mit solcher Gewalt in das eiserne Band des Terrors schließt, dass der Raum des Handelns, und dies allein ist die Wirklichkeit der Freiheit, verschwindet“ (Arendt 1986: 958).<sup>9</sup>

Auch Christa Wolf sieht eine (totalitäre) Diktatur im nationalsozialistischen Deutschland verkörpert, in einer Zeit, die unvergleichlich mit der späteren Zeit sei, die sie im Osten erlebt habe. Das Gleichheitszeichen zwischen Faschismus und Kommunismus zu setzen (vgl. SdE 104f.),<sup>10</sup> war für sie unmöglich:

Wie lebt man in einer Diktatur? Das Wort, auf unsere Verhältnisse bezogen, kam mit der „Wende“. Was eine Diktatur ist, glaubte ich ja zu wissen, bis ich sechzehn wurde, hatte ich sie erlebt, sie war unvergleichlich, dachte ich, mit den späteren vier Jahrzehnten, die ich auch erlebt hatte, und wehrte mich gegen die Gleichsetzung. Aber die Frage begleitete mich: Wie lebt man in einer Diktatur? (SdE 233f.)

Unbeantwortet bleibt nun die Frage, in welche Richtung sich die DDR entwickelt hätte, wären ihr nicht von der Sowjetunion Verhaltensmuster aufdiktiert worden, wären die 1954 der DDR gewährten „erweiterte[n] Souveränitätsrechte“ durch den Truppenstationierungsvertrag vom 12.3.1957 nicht eingeschränkt worden (vgl. Die Einbindung der DDR in den sowjetischen Machtbereich 2010). Christa Wolf kommentiert im Jahre 2009 das Verhalten der SED-Führung mit folgenden Worten:

Heute sieht man klar, daß die DDR, eingeklemmt zwischen dem Diktat der Sowjetunion und dem ökonomisch-politischen Druck aus dem Westen, kaum Handlungsspielraum hatte und daß schon deshalb die Oberen äußerst empfindlich auf jede vermeintliche oder wirkliche Abweichung von ihrer Linie reagierten. (R 115)

<sup>9</sup> Bezieht man die politikwissenschaftlichen Überlegungen mit ein, die den Totalitarismus im Unterschied zu einer autoritären Diktatur damit koppelt, in alle sozialen Verhältnisse hineinzuwirken, könnte man die DDR und die Sowjetunion durchaus als totalitäre Diktaturen begreifen. Denn auch in diesen Regimen sollte ja letztendlich ein neuer Mensch gemäß dieser Ideologie geformt werden, wobei die DDR ihrerseits von der sowjetischen Ideologie abhängig war.

<sup>10</sup> Es sei gesagt, dass man sich in den 1990er Jahren darin einig war – wenn auch mit unterschiedlichen Akzentsetzungen –, dass „das stalinistische und poststalinistische DDR-Regime mit dem NS-Regime zwar verglichen, aber nicht gleichgesetzt werden kann“ (Anz 1996). Den Vergleichen zur nationalsozialistischen Diktatur weicht Christa Wolf durchaus nicht aus, z. B. in der Biermann-Passage (vgl. SdE 160).

In den berüchtigten Literaturdebatten der 1990er Jahre und bei jeglichen kulturell-ideologischen Machtbestrebungen nach dem Mauerfall hat man sich weitestgehend über die Tatsache hinweggesetzt, dass die DDR, worauf Martin Ahrends im Juli 1990 zu Recht aufmerksam macht, „ein Produkt des letzten Krieges“, dieser aber „wohl auch eine außenpolitische Angelegenheit“ (Ahrends 1990: 6) war. Oder sind vor dieser Folie Christa Wolfs Fragesätze „Stand über ihm von Anfang an nicht das Menetekel des Untergangs: Ins Nichts mit ihm? Wäre es möglich, daß ich um einen banalen Irrtum so sollte gelitten haben?“ (SdE 413) vielleicht in Aussagesätze umzuwandeln, die Verzweiflung in Einsicht zu verwandeln?

### Sozialistische Demokratie. Zwischen Hoffnung und Scheitern

*Aber die Frage begleitete mich: Wie lebt man in einer Diktatur?* – Nach dem Schock über das, was der Nationalsozialismus angerichtet hatte (vgl. R 168), und nach der „niederschmetternde[n] Erfahrung“ (R 188) dieser Zeit hatten Christa Wolf und viele andere im Bündnis von Macht und Geist (SdE 235) – was sich später allerdings als „eine typisch deutsche Intellektuellen-Illusion“ (SdE 235) erwies – einen absoluten Neuanfang (vgl. R 168, 188) erhofft. Zum Ort der Verwirklichung ihrer Hoffnungen sollte der östliche Teil Deutschlands werden, das so manchem als „zum Teil ein utopischer Ort“ (R 186f.) erschienen sein mochte. Christa Wolf hielt es zudem „für die legitime Nachfolge jenes Anderen Deutschland, das in den Zuchthäusern und Konzentrationslagern, in Spanien, in den verschiedenen Emigrationsländern, verfolgt und gequält, schrecklich dezimiert, doch widerstand“ (Sde 347). Die damalige euphorische Aufbruchsstimmung, die vor allem in die Zukunft gerichtet und nicht an das herrschende politische System gebunden war, lässt sich unter anderem, wie die Autorin in *Stadt der Engel* aufzeigt, mit dem teils auch gefühlsbeladenen Wort „Utopie“ zusammenfassen: „Wir platzten vor Utopie [...]. Wir mochten unser Land nicht, wie es war, sondern wie es sein würde. WIE ES IST, BLEIBT ES NICHT, das war uns gewiß.“ (SdE 258)<sup>11</sup> Rückblickend auf jene Zeit offenbart bereits die Ich-Erzählerin des Romans *Nachdenken über Christa T.*, dass man „[e]inmal im Leben, zur rechten Zeit, [...] an Unmögliches geglaubt haben“ (Wolf 1975: 60) sollte. Gerade diese Utopie der Anfangsjahre habe die Autorin an diesem Land geliebt (vgl. R 194).

---

<sup>11</sup> Siehe dazu auch Wolf 1996 (*Der geteilte Himmel*): 16.

In einem kapitalistischen Wirtschaftssystem sah Christa Wolf, die nach ihrer Flucht<sup>12</sup> in die Ordnung im östlichen Teil Deutschlands „hineinwuchs“ und in ihr „wie selbstverständlich“ (SdE 242) lebte, keine zukunftssträchtige Möglichkeit bzw. Alternative:

Denn die neue Welt, die wir unantastbar machen wollten, und sei es dadurch, daß wir uns wie irgendeinen Ziegelstein in ihr Fundament einmauerten – sie gab es wirklich. Es gibt sie, und nicht nur in unseren Köpfen, und damals fing sie für uns an. Was aber immer mit ihr geschah oder geschehen wird, es ist und bleibt unsere Sache. Unter den Tauschangeboten ist keines, nach dem auch nur den Kopf zu drehen sich lohnen würde ... (Wolf 1975: 59)

Darum traute sie, wie z. B. auch der 1953 mit großen Idealen in die DDR übersiedelte und am 16. November 1976 von dort ausgebürgerte Wolf Biermann, diesem „Fleckchen Erde auf dieser Welt“ (SdE 289)<sup>13</sup> „ein Experiment“ zu (SdE 289). Für ein legitimes „gesellschaftliches Experiment“ (Malzahn 2006) hielt auch jener die DDR.

Doch die erklärtermaßen antifaschistisch-demokratische Ausrichtung der Politik und der Kulturpolitik wurde immer mehr in den Hintergrund gedrängt oder zur Verdeckung der eigentlichen politisch-ideologischen und wirtschaftspolitischen sowie privaten Ansprüche der SED-Machthaber des Staates DDR eingesetzt, Kultur und Sprache ideologisiert und teils politisch instrumentalisiert. Möglichkeiten für eine Veränderung im Alltags- und Kulturleben hätte es vielleicht im Jahr 1953 gegeben, doch die auf Stalins Tod am 5. März 1953 folgende erste Tauwetter-Periode brachte den kulturell und kreativ tätigen Menschen nicht den gehofften Freiraum, und der Volksaufstand vom 17. Juni 1953 wurde mit Hilfe der sowjetischen Truppen niedergeschlagen. Sobald die Machtstrukturen angetastet wurden, griff die SED-Führung durch; die Herrschaftsstrukturen standen nie zur Disposition (vgl. R 115). Dass sich die DDR aber nicht in die Richtung entwickeln würde, wie viele gedacht und gehofft hatten, sei ihr, Christa Wolf, bereits Mitte der 1960er Jahre klar geworden (vgl. R 187, 193, 112). Der letzte Zeitpunkt, die DDR mit Reformen wirklich zu verändern, wäre ihr zufolge im Jahr 1968 (vor dem oder während des Prager Frühlings) gewesen.

<sup>12</sup> Die Erfahrung dieser Flucht, die Vertreibung am Ende des Zweiten Weltkrieges, sei, wie Christa Wolf 2004 in einem Interview gesteht, ein Motiv für das Bleiben in der DDR – über das andere ist oben die Rede – gewesen. Sie habe es erst sehr spät erkannt (vgl. R 168).

<sup>13</sup> Vgl. dazu SdE 204, 235, 188.

„Aber die Frage begleitete mich: *Wie lebt man in einer Diktatur?*“

Der utopische Ort DDR, dem Christa Wolf das Experiment zugetraut hatte, war sukzessive von dem real existierenden Sozialismus (vgl. R 186f.) besetzt worden, das Experiment selbst, wie sie zugibt, „mit Notwendigkeit gescheitert“ (SdE 289). Mit der Einsicht sei der Schmerz gekommen: „Wie soll ich ihnen erklären, dass der Schmerz ein Maß für die Hoffnung war, die ich immer noch in einem vor mir selbst verborgenen Versteck gehegt hatte.“ (SdE 289) Diesen Schimmer Hoffnung, dass in dem Land, wo sie bis zum Ende bleibt (vgl. SdE 22, 230, 242f.),<sup>14</sup> noch „die sozialistische Gesellschaft vom Kopf auf die Füße“ (Wolf 1989a) gestellt wird, bewahrt sie bis zum allerletzten Moment. Sie tut alles, um diese Hoffnung nicht im marktwirtschaftlich orientierten Westen aufgehen zu lassen: Am 8. Oktober 1989 fährt sie nach Friedenau, um dem Westjournalisten Gerhard Rein ein Interview zu geben (vgl. *Wohin sind wir unterwegs? Zum Gedenken an Christa Wolf 2012*). Etwa einen Monat später, am 4. November 1989, spricht sie auf dem Alexanderplatz u. a. von der „Chance, die in dieser Krise steckt“: „Wir sehen aber die Bilder der immer noch Weggehenden und fragen uns ‚Was tun?‘ und hören als Echo die Antwort ‚Was tun‘. [...] Viel zu tun und alles neben der Arbeit, und dazu noch Zeitunglesen.“ (Wolf 1989a) *Was bleibt* fragt Christa Wolf ohne Fragezeichen in ihrer 1979 verfassten, im November 1989 bearbeiteten und im Sommer 1990 veröffentlichten gleichnamigen Erzählung und als Echo hören wir die feststellende Antwort „Was bleibt“; man kann diese Antwort-Frage also lesen als „etwas bleibt“, „etwas muss bleiben“, „Zuversicht bleibt“. Auch von der Sprache ist die Rede, von der Hoffnung, die in der und durch die Sprache durchschimmert: „Eines Tages, dachte ich, werde ich sprechen können, ganz leicht und frei. Es ist noch zu früh, aber ist es nicht immer zu früh.“ (Wolf 1994: 108) Sie habe diese Sprache „noch nicht auf der Zunge“, erst „im Ohr“ (Wolf 1994: 5), aber *eines Tages*<sup>15</sup> werde sie auch darüber sprechen.

<sup>14</sup> Zu den zwei oben genannten Gründen des Bleibens in der DDR kann auch, wie die Ich-Erzählerin des letzten Buches mitteilt, die Hoffnung gezählt werden, „an einer der seltenen Revolutionen, welche die deutsche Geschichte kennt“ (SdE 25), teilzunehmen.

<sup>15</sup> Hierbei sei auf die poetische und ethische Verwandtschaft von Christa Wolf mit Ingeborg Bachmann zu verweisen. Nicht nur die Worte *eines Tages* und die in ihnen enthaltene Hoffnung – wie Bachmann könnte auch Wolf, ohne daran zu glauben, nicht mehr schreiben – verbindet die Schriftstellerinnen, auch Verzweiflung sowie *die eigene Erfahrung* als Mittel der Erkenntnis (vgl. Bachmann 1987: 407) und ein Utopia der Sprache, das der „schlechte[n] Sprache“ (ib. 480) gegenüberzusetzen die Aufgabe der Literatur sei (vgl. Pormeister 2008: 42f.) sowie die damit verbundene Sprachmoral. Nicht unerheblich ist die Tatsache, dass Wolf im Dezember 1966 den Essay *Die zumutbare Wahrheit. Prosa der Ingeborg Bachmann* schreibt und sich in Kapitel 8 ihres Romans *Kindheitsmuster* auf die Dichterin bezieht.



Am 10. November 1989 verliert sie im DDR-Fernsehen einen Appell von Künstlern sowie Oppositionsgruppen und fordert die Menschen auf, dass sie in ihrer Heimat bleiben (vgl. „Bleiben Sie bei uns“ 1989). Am 26. November 1989 initiiert sie mit Stefan Heym den *Aufruf für unser Land* gegen die Wiedervereinigung mit der Bundesrepublik Deutschland (vgl. Aufruf für unser Land 1989). Nicht als Vertreterin der DDR-Diktatur bzw. „des staatsbürokratischen Sozialismus“ (Anz 1996) spricht sie, sondern als Vertreterin eines utopischen Ortes. Die Autorin scheint wie Heinrich von Kleist in ihrer Erzählung *Kein Ort. Nirgends* „nicht in einem wirklichen Gemeinwesen gelebt [zu haben], sondern in seiner Idee von einem Staat“ (Wolf 1980: 95), und wie Karoline von Günderrode nicht aufhören zu können zu hoffen, denn wenn „wir zu hoffen aufhören, kommt, was wir befürchten, bestimmt“ (Wolf 1980: 171). Für Christa Wolf und Gleichgesinnte habe es keine Alternative, für sie habe es nur die Hoffnung<sup>16</sup> gegeben, daß diejenigen, die wie sie glaubten und so dachten wie sie, „sich mit der Zeit durchsetzen würden. Weil es nicht anders sein konnte. Weil sonst dieses Land und alles, was es für uns verkörperte, zugrunde gehen würde. Weil es für uns keine Alternative gab. – Ich wußte: Die Frage würde über die Jahre mit mir gehen.“ (SdE 270)

### Der vulgäre Realismus. Schreiben gegen das politisch-ideologische Diktat

*Aber die Frage begleitete mich: Wie lebt man in einer Diktatur?* – Diese wohlge-merkt im Präsens gestellte und eine Klammer um die oben angeführte Diktatur-Passage schließende Frage hat Christa Wolf beschäftigt und offenbar nicht nur im Sinne der nationalsozialistischen Diktatur. Dennoch ist bemerkenswert, dass sie unmittelbar nach der Diktatur-Passage auf ein extremes Schriftsteller-Schick-sal und ein exemplarisches Beispiel für das Schreiben unter dem „bürokratischen Totalitarismus des DDR-Sozialismus“ (Hans Mayer; zit. n. Anz 1996) kommt, wo sich Kultur dem Diktat von Wirtschaft und Politik zu beugen hatte<sup>17</sup> – auf *Rummelplatz* und seinen Autor Werner Bräunig (1934–1976):

<sup>16</sup> Angesichts dieser Hoffnung kann ihr Bleiben bei der Fahne der SED bis zum Sommer 1989 als eine Art geistige Tarnung verstanden werden, um bei der (*utopischen*) Fahne der Humanität bleiben zu können. Siehe dazu auch SdE 269.

<sup>17</sup> Siehe die Beschlüsse des II. Schriftstellerkongresses 1950, wo die Schriftsteller zu „Kampfgenossen der Regierung“ erklärt wurden, und des V. Parteitag 1958.

„Aber die Frage begleitete mich: Wie lebt man in einer Diktatur?“

Ich sitze, anderthalb Jahrzehnte, nachdem die Frage mir gestellt wurde, in meinem Arbeitszimmer vor einem dicken Stapel von Manuskriptblättern, die unvermutet vor kurzem aufgetaucht sind, aus dem Nachlaß eines Kollegen, den ich ganz gut kannte, der jünger war als ich und der früh gestorben ist. Er hat sich zu Tode getrunken, hieß es, und wir wußten alle, warum. Den Anfang der Tragödie, so muß man die Kette von Vorfällen wohl nennen, wenn an deren Ende ein Toter ist, hast du miterlebt, ihn nie vergessen: Eine Versammlung von Autoren, zusammengerufen von „höchster Stelle“, [...]. Wieder einmal sollte der Literatur und den Literaten die Schuld an gesellschaftlichen Mißständen, diesmal an Ausschreitungen in der Jugendszene, zugeschoben werden. (SdE 234).

Auf jener Versammlung, dem 11. Plenum der SED vom 16. bis 18. Dezember 1965, das in Christa Wolfs Leben „eine einschneidende Rolle“ (R 111) gespielt habe, wird der vorab gedruckte Romanauszug Bräunigs einer heftigen Kritik ausgesetzt.<sup>18</sup> Ausgerechnet diese „wirklichkeitsgesättigte Prosa“ (R 108), die wie Christa Wolfs *Der geteilte Himmel* (erschienen 1963) gemäß den literaturpolitischen Forderungen aus den in einem Betrieb gemachten Erfahrungen hervorgegangen ist:<sup>19</sup>

Der Lebensstoff, den wir als aufregend, neu, herausfordernd erlebten und dem wir mit unseren Büchern gerecht werden wollten, scheinbar in Übereinstimmung mit den Aufrufen der Partei, der Bräunig angehörte, bis viele Autoren zu nahe, zu realistisch, vor allem kritisch an diesen Stoff herangingen und erfahren mußten: So war es nicht gemeint. Ein Buch wie dieses von Werner Bräunig hätte, wenn es nur erschienen wäre, Aufsehen erregt, es wäre in mancher Hinsicht als beispiellos empfunden worden. Noch einmal fühle ich nachträglich den Verlust, die Leerstelle, die dieses Nicht-Erscheinen gelassen hat. (R 108f.)

In „jenem ZK-Plenum genannten Spektakel“, in dem die Kultur pauschal zum Sündenbock gemacht wird „für alles, was fehlhief“ (SdE 188), meldet sich Christa Wolf gegen die eingeleitete Zensur und Gleichschaltung der Literatur zu Wort,

<sup>18</sup> Siehe dazu SdE 235 und R 113.

<sup>19</sup> Werner Bräunig arbeitete und lebte mit den Arbeitern in der SAG Wismut, wo man Uran für die sowjetische Atomindustrie förderte. Vgl. SdE 235. Der Roman *Rummelplatz*, der von diesen Betriebserfahrungen und von den Anfangsphasen in Ost- und Westdeutschland handelt und mit dem 17. Juni 1953 endet, wurde erst 2007 vollständig von Angela Drescher im Aufbau-Verlag herausgegeben. Christa Wolf verfasste dazu ein Vorwort. Sie selbst leistete 1960/61 ein Betriebspraktikum im VEB Waggonbau Ammendorf bei Halle ab und wirkte in einem „Zirkel schreibender Arbeiter“ mit.

verteidigt die Angegriffenen und spricht sich offen und entschlossen für einen Subjektivismus aus (vgl. R 114). Sie weiß, dass sie nicht mehr schreiben könnte, wenn sie „hier schweigen würde. Die moralische Berechtigung, Schriftstellerin zu sein, wäre mir abgeschnitten“ (R 114).

Christa Wolf setzt den Prinzipien des Sozialistischen Realismus bzw. „de[s] vulgären Sozialismus“ (R 181) einen Subjektivismus, ihre „Art von Realismus“ (R 181) entgegen, der in der 1965 veröffentlichten Erzählung *Juninachmittag* entstanden sei und aus dem sich ihre Formel der „subjektiven Authentizität“ ergeben habe. Diese wird ihre prägende poetologische Grundausrichtung spätestens seit dem Roman *Nachdenken über Christa T.* (1968(69)), den sie im Jahr nach dem Plenum zu schreiben beginnt, um darin das Spannungsfeld zwischen dem realsozialistischen Alltag, wo es schwierig ist, „ich‘ zu sagen“ (Wolf 1975: 194), und dem hohen Selbstverwirklichungsanspruch sowie der sozialistischen Utopie (vgl. auch Hoffmann 2006: 332) auszuloten.

In der Kunst handle es sich nie um ein Widerspiegeln, sondern „um ein Verwandeln, um eine Aneignung der Wirklichkeit“ (Wolf 1979: 65),<sup>20</sup> wobei der Autor (moderner Prosa) sich stellen sowie durch die Fiktion hindurch seine Stimme hören und sein Gesicht sehen lassen müsse. Mit anderen Worten: Die erzählerische Aneignung der Wirklichkeit, zu der sie in allen ihren Büchern „ja immer die Konflikte getrieben [haben], die [sie] in dieser Gesellschaft hatte“ (SdE 243 und R 163) und ihr „Ur-Wunsch“ (SdE 290), „kenntlich zu sein“ und sich „kenntlich zu machen durch Schreiben“ (SdE 290) sowie das Unkenntliche kenntlich zu machen und die Selbstbefragung,<sup>21</sup> geschieht bei ihr nicht durch das objektivierende Subjekt. Sie vollzieht sich durch den persönlichen, den subjektiven Anteil,<sup>22</sup> was dem ungeachtet nicht das Verkriechen in sich selbst bedeutet, sondern eine Verbindung mit dem Authentischen, mit „den gegebenen Fixpunkten einer Figur“ (Wolf 1979: 64). Dabei ist für sie wichtig, Authentisches mit dem zu verbinden, was sie als Autorin an Freiheit dazugewinnt, indem sie über die Figur schreibt, „also die Möglichkeiten zur Veränderung in die Räume zwischen jene Fixpunkte“ (Wolf 1979: 64) legt. Es gehe immer um die Aufarbeitung der Vergangenheit, das Verhelfen des Menschen zu seiner Selbstverwirklichung (vgl. Wolf 1979: 46), die literarische Untersuchung der Bedingungen, „in denen sich der Mensch als moralisches Wesen selbst verwirklichen kann“ (Wolf 1979: 70), das Experimentieren mit den

<sup>20</sup> Ich beziehe mich bei diesem Thema auf zwei Texte aus dem genannten Band, *Selbstinterview* (1966) und *Unruhe und Betroffenheit* (*Gespräch mit Joachim Walther*, 1972).

<sup>21</sup> Siehe dazu R 196; SdE 271f.

<sup>22</sup> Siehe dazu Wolf 1979: 65 und Wolf 2010: 356.

Figuren in solchen Bedingungen sowie um dieses „wie es passiert“ und „warum so gehandelt wird“ (Wolf 1979: 64) – darin liege die Spannung und nicht in dem, „was passiert“ (Wolf 1979: 64).<sup>23</sup>

Solch eine poetologisch-ästhetische Haltung, die „subjektive Authentizität“, sei in der DDR, wie die Schriftstellerin im *Nachinein* 2005 bemerkt, „ein Stein des Anstoßes“ (R 181) gewesen, denn das entsprach nicht „dem vulgären Realismus, den man propagierte, und weil das damals auch keiner verstand“ (R 181). Dies illustriert eindringlich die Publikationsgeschichte des Romans *Nachdenken über Christa T.* (mit Erscheinungsdatum 1968; mit Auslieferungsdatum 1969; gedruckt 800 Exemplare) vor dem zeitgeschichtlichen Hintergrund des Monats August 1968, des Einmarsches der Truppen des Warschauer Paktes in Prag. Dieses Buch gilt als ein exemplarisches Beispiel dafür, welche extreme Form die institutionalisierte Zensur in der DDR anzunehmen vermochte: von der ideologischen Kampagne gegen die Autorin bis zur Nachzensur, d. h. zum Auslieferungsstopp und zur Entfernung ihres Buches aus den volkseigenen Buchhandlungen.

Die Herrschenden legten viel Wert auf institutionelle Regelungen und Überwachungssysteme, da für die Gewährleistung des sicheren Funktionierens der staatlichen Propaganda die Sprache und das herrschende Paradigma<sup>24</sup> – eines der wichtigsten Machtinstrumente – kontrolliert und überwacht, die Gesinnung von Intellektuellen gelenkt und diese zur Verbreitung von propagandistischen Lügen verleitet bzw. verführt (vgl. Hennoste 2012: 3) werden konnten. Die Kontrolle und Zensur betraf alle, die am Zustandekommen eines Werkes mitwirkten, einschließlich der Verlage. Die Betroffenen in der DDR haben mitunter die Zensur derart internalisiert, dass man ständig mit der „Schere im Kopf“ arbeitete und auf seinen „inneren Zensor“ (Wolf 1994: 51, vgl. 64) oder seinen „innere[n] Begleiter“ (vgl. Wolf 1994: 60) hörte oder sich auch in eine Doppelrolle bzw. in eine Doppexistenz flüchtete.

Einen Einschnitt in der kulturpolitischen Entwicklung der DDR markiert die Ausbürgerung des Liedermachers und Lyrikers Wolf Biermann am 16. November 1976 (vgl. Wolf 1982: 376), dessen Kölner Konzert am 13. November als eine Art „Singende Revolution“ bezeichnet werden könnte und der damit den dreizehn Jahre dauernden Untergang des realen Sozialismus auf deutschem Boden eingeleitet bzw. eingesungen hatte. Mit dem Protest und dem Offenen Brief an die DDR-Behörden gegen seine Ausbürgerung, den Christa

<sup>23</sup> Hervorhebungen E. P.

<sup>24</sup> Ganz offen kommt dieses Moment gleichfalls auf der „Siegerseite“ in den Literaturdebatten der 1990er Jahre zu Tage.

Wolf ebenfalls unterschrieb, schwanden „die letzten Hoffnungen auf eine Reform des realen Sozialismus in Deutschland“ (Malzahn 2006):

Und daß sie den Sänger, den sie ausgebürgert hatten, [...] daß diese Ausbürgerung an die finstersten Zeiten in Deutschland erinnere und daß ihr nicht mehr hättet schreiben können, wenn ihr diese Maßnahme stillschweigend hingenommen hättet. [...] und es wuchs und wuchs die Erkenntnis, daß ihr Gegner wart, unversöhnlich, und daß es keine gemeinsame Sprache und keine gemeinsame Zukunft mehr gab. (SdE 160f.)

„Das reine Zurückgeworfensein auf die Literatur“ (Wolf 1982: 376) habe Christa Wolf zufolge so manchen das Gefühl des Nichtgebrauchtwerdens spüren lassen und den Einzelnen in eine Krise gebracht, die „existentiell“ (Wolf 1982: 376) war. Jene kulturell arbeitenden Menschen, die durch die Sprache und Schrift strategische Teilhaber am ständigen Machtkampf sind, werden durch verschiedene totalitäre, manipulatorische, demagogische, zensorische und physische Maßnahmen von dieser Teilhaberschaft bzw. (im Falle von Christa Wolf und anderer DDR-Intellektuellen) von den Einmischungs- und Mitgestaltungsmöglichkeiten an der Entwicklung des Einzelnen und der Gesellschaft ausgesperrt.<sup>25</sup>

Ihr Lebensgefühl bzw. ihr Grundgefühl nach 1976 zeichnet Christa Wolf ein Jahr nach der Ausbürgerung von Wolf Biermann in der bereits angeführten Erzählung über die fiktive Begegnung zwischen Karoline von Günderrode und Heinrich von Kleist<sup>26</sup> mit dem Titel *Kein Ort. Nirgends* (1977) auf. Wie die Autorin selbst kommentiert (vgl. R 190), kommt es bereits im Titel zum

<sup>25</sup> Angesichts ihrer Rede auf dem 11. Plenum vermerkt Christa Wolf, dass diese – die Filmemacher, Bräunig und sie – durch ihre Arbeit die Entwicklung in der DDR vorantreiben wollten. Sie hätten sich für diese mitverantwortlich gefühlt (vgl. R 114).

<sup>26</sup> Thomas Rüdiger hat auf den Zusammenhang aufmerksam gemacht, der zwischen Christa Wolfs Entscheidung für Protagonisten aus der Romantik (Kleist und die Günderrode) als einer Form des übersteigerten Subjektivismus und der Literatur- und Erbpolitik der SED bestehe. Ein weiterer Aspekt für Wolfs Hinwendung zu diesen Figuren mag ihm zufolge auch eine Kontroverse sein, die 1975, im Jahr des 200. Geburtstages von Heinrich von Kleist (1975), Günter Kunert veranlasst hatte, sein *Pamphlet für K.* in *Sinn und Form* zu veröffentlichen. Er wende sich darin „gegen eine ‚dogmatische Literaturverkenning‘, in der die Leiden des Autors an der Gesellschaft als krankhaft abgetan werden und die Gesellschaft als gesund erscheine. Wer so denke, bewege sich in der ‚Welt des Faschismus‘“. (Rüdiger 2009) Die DDR-Realität, die mit einem Sarg verglichen wird, und den doktrinären Sozialistischen Realismus, insbesondere das Erbe-Postulat der SED, den besonderen Bezug auf die Weimarer

Ausdruck: der Pessimismus und das Deprimiertsein, die Ortlosigkeit und Alternativlosigkeit, dieses nicht zu findende Gleichgewicht.

Die Ausbürgerung Wolf Biermanns markiert noch in einer anderen Hinsicht einen Einschnitt in der ostdeutschen sowie in der gesamtdeutschen Literatur- und Kulturgeschichte, im Leben Christa Wolfs im Nachhinein gesehen sogar in einer dreifachen Hinsicht: Fortan wurde die Autorin, die seit 1969 verdeckt durch die Stasi überwacht worden war, offen beobachtet. Diese Observationen boten ihr Stoff für die oben zitierte Erzählung *Was bleibt*, die angeblich den ersten Literaturstreit um die Autorin, die sich gegen die Vereinigung aussprach und Loyalität gegenüber der sozialistischen Utopie zeigte, ausgelöst haben soll. Doch Wolf Biermann drückte es damals richtig aus: „Es geht um Christa Wolf, genauer: es geht nicht um Christa Wolf.“ (zit. n. Anz 1996) Der ganze Literaturstreit, zieht man noch ihre zweite Hinrichtung in den Medien im Jahre 1993 heran, als ihre IM-Tätigkeit bekannt wurde, ließe sich mit folgenden Worten von Bernd Wittek auf einen Nenner bringen: „Es ging um Macht, Einfluß und Geld für den jeweiligen Kulturbetrieb.“ (Wittek zit. nach Engel 1998)<sup>27</sup> Und es ging um die Bewertung und weitere Verortung in der deutschen Kulturgeschichte allgemein, vielleicht auch darum, dass Wolf eine Frau ist: „Glaubst du eigentlich, daß sie so mit dir umgesprungen sind, weil du eine Frau bist?“ (SdE 328)

### Ausklang: Bekenntnisse

Wie ein Bekenntnis klingen Wolfs Worte über das Unverständnis gegenüber sich selbst wegen ihres langen Festhaltens an Angeboten, „die versprochen, das ganz Andere zu sein, der reine Gegensatz zu diesen Verbrechen, eine menschengemäße Gesellschaft, Kommunismus“ (SdE 82). Die Ursache dafür, die Wolf aufzuarbeiten sucht, mag die Abhängigkeit eines Menschen von Autoritäten – von sogenannten Führern, von Ideologien, Ideen, Dingen und Angeboten (vgl. SdE 45, 88, 263) – sein, die die Wahrnehmungsfähigkeit des Menschen schwächen kann und in ihm „blinde Flecke“ erzeugt, die in ihm verschiedene psychische Abwehrmechanismen bzw. „Schutztechniken“ (SdE 69, 141) gegenüber unangenehmen, unerträglichen Reizen, Situationen, Verhalten, Einsichten und Wahrheiten entwickeln. „Blinde Flecke“ vermögen offensichtlich die Erinnerungsfähigkeit dermaßen zu beschädigen, dass bestimmte Gegebenheiten *vollkommen vergessen* werden. Solch eine zerstörende

---

Klassiker, kritisiert auch Ulrich Plenzdorf in seinem Roman *Die neuen Leiden des jungen W.* (vgl. Plenzdorf 1980: 101f.).

<sup>27</sup> Siehe dazu Rüdiger 2009.

Abhängigkeit des Menschen von Autoritäten lässt sich, wie Wolf zeigt, auf das Geliebt-sein-Wollen, auf Angst vor „der Urlüge, der Lüge gegenüber der Mutter“ (SdE 263), auf „die tiefste Angst, die vor dem Verlust der Mutterliebe“ (SdE 263), zurückführen.

Wie ein Bekenntnis klingen auch Christa Wolfs Worte über den „arge[n] Weg der Erkenntnis“ und den „lange[n] Weg der Kenntnis, des Zur-Kennntnis-Nehmens“: „Was wir nicht für möglich gehalten hätten. Was wir nicht glauben wollten. Die Hoffnung verkam, die Utopie zerbröckelte, ging in Verwesung über. Wir mußten lernen, ohne Alternative zu leben.“ (SdE 258) Es habe Jahre gekostet, den „Dogmatismus zu durchschauen“ (R 168), in den der Marxismus „verfälscht“ (SdE 258) wurde.

Aber ob sie nun wegen dieser Utopie(n) „Monster“ waren und wie es dazu gekommen sei, dass „unsere Zivilisation Monster hervorbringt“ (SdE 141), nach einer Antwort auf diese Fragen sucht sie bereits 1987 in ihrem Buch über die Katastrophe von Tschernobyl, *Störfall. Nachrichten eines Tages*:

„Monster?“ Aber habe ich gesagt, daß sie Monster waren? Treiben die Utopien unserer Zeit notwendig Monster heraus? Waren wir Monster, als wir um einer Utopie willen – Gerechtigkeit, Gleichheit, Menschlichkeit für alle –, die wir nicht aufschieben wollten, diejenigen bekämpften, in deren Interesse diese Utopie nicht lag (nicht liegt), und, mit unseren eigenen Zweifeln, diejenigen, die zu bezweifeln wagten, daß der Zweck die Mittel heiligt? Daß die Wissenschaft, der neue Gott, uns alle Lösungen liefern werde, um die wir ihn angehen würden? Ist die Frage falsch gestellt? (Wolf 1989b: 37)

In ihrem letzten Buch fand Christa Wolf eine Antwort: Die Menschen mit ihren Utopien sind keine Monster, sondern sie sind „[g]eschichtsblind“, „schreckensblind“ (SdE 141), so wie *der rückwärts fliegende Engel der Geschichte* (vgl. SdE 141, vgl. Benjamin 1991: 697f.), den ein vom Paradiese her wehender Sturm in die Zukunft treibt. Andererseits sei der Zustand der Schreckensblindheit der Menschheit sogar zu wünschen, „denn wer könnte leben, indem er sich alle Schrecken gegenwärtig halte“ (SdE 141). Mit der Blindheit geschlagen und durch die Selbsttäuschung behindert zu werden, scheinen die Menschen immer wieder, wie Christa Wolf auch in ihrer Erzählung *Kein Ort. Nirgends* bemerkt:

„Nein, Günderrode! Sehn Sie nicht manchen sein Unglück auf einer Selbsttäuschung gründen? Und selber nichts davon merken, ums Verrecken nicht?“ – „Ist wahr, sagt sie. Unsere Blindheit. Daß wir nicht wissen können, wohin unsre Abweichungen von den Wegen uns führen. Daß die Zeit uns verkennen

---

„Aber die Frage begleitete mich: Wie lebt man in einer Diktatur?“

muß, ist ein Gesetz. Aber ob das, was wir uns herausnehmen, eines fernerer Tages zu einer gewissen Geltung kommt ...“ (Wolf 1980: 147f.)

Wie ein (Liebes-)Bekenntnis klingen nicht zuletzt die Worte „Wir haben dieses Land geliebt“ (SdE 73), und sie drücken zugleich Christa Wolfs Hoffnung aus, so ein Satz könnte dazu beitragen, „etwas differenzierter mit diesem Land und den Menschen, die dort gelebt haben, umzugehen“ (R 193): „Das kleine Land, aus dem ich kam, war es zu unbedeutend, um Anteilnahme zu verdienen?“ (SdE 413)

Wie lebten und schrieben die Schriftsteller unter den totalitären Bedingungen? Der Zustand von Wissen und Verdrängen, in dem sie lebten, sei schwer zu beschreiben. „Und ob wir anders gelebt hätten, wenn wir alles gewußt hätten – ich weiß es nicht“ (SdE 180) – überlegt Christa Wolf in ihrem Schwanengesang. Dass sie aber gerne in ihrer Zeit lebte und sich keine andere Zeit für ihr Leben hätte wünschen können, weiß sie: „Ich habe eigentlich nie ein anderes Leben haben wollen, als das, was ich hatte.“ (Erinnerungen an die Schriftstellerin Christa Wolf 2012) – „Trotz allem? Trotz allem.“ (SdE 367)

Eines könnte jedoch bedacht werden: Jedes politische System enthält wohl Elemente der Diktatur bzw. bedarf diktatorischer (autoritärer) Maßnahmen zu seiner Erhaltung, sei es die sozialistische Demokratie oder die kapitalistische Demokratie. Vielleicht muss man Wolf Biermann zustimmen, dem zufolge jede unvollkommene Demokratie „besser als jede vollkommene Diktatur“ (Biermann 2012) ist. Was aber nun, wenn diese unvollkommene Demokratie in eine korporative totalitäre Demokratie oder in eine Elitendemokratie entartet? (Vgl. Hennoste 2012: 3) In was für eine neue Staatsform könnte diese führen? Landen wir erneut in einer Diktatur?

*Ich hatte einst ein schönes Vaterland. / Der Eichenbaum / Wuchs dort so hoch,  
die Veilchen nickten sanft. / Es war ein Traum.* (Heinrich Heine, zit. nach SdE 344)

**Eve Pormeister**

eve.pormeister@ut.ee

Pikk 100–42

Tartu 50606

EESTI



## Literaturverzeichnis

- Ahrends, M. 1990. Ach, ihr süßen Wessis. Zu den Anwürfen gegen Christa Wolf. – *Sonntag* v. 01.07.1990, 6.
- Anz, T. 1996. Der Streit um Christa Wolf und die Intellektuellen im vereinten Deutschland. – *German Monitor. Kulturstreit – Streitkultur. German Literature since the Wall*, ed. by P. Monteath and R. Alter, 38, 1–17. Verfügbar unter: [http://www.literaturkritik.de/buch/buchh/neu/autoren/wolf\\_christa/Streit\\_Christa\\_Wolf\\_Inhalt.htm](http://www.literaturkritik.de/buch/buchh/neu/autoren/wolf_christa/Streit_Christa_Wolf_Inhalt.htm) (05.10.2012).
- Arendt, H. 1986. *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. München: Piper.
- Aufruf für unser Land 1989. – *Neues Deutschland* v. 29.11.1989, 2. Verfügbar unter: [http://www.hdg.de/lemo/html/dokumente/DieDeutscheEinheit\\_aufrufFuerUnserLand/index.html](http://www.hdg.de/lemo/html/dokumente/DieDeutscheEinheit_aufrufFuerUnserLand/index.html) (21.01.2013).
- Bachmann, I. 1987. Frankfurter Vorlesungen: Probleme zeitgenössischer Dichtung. – I. Bachmann, *Ausgewählte Werke. Band I. Gedichte Hörspiele Schriften*. Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag, 397–484.
- Bachmann, I. 1994. *Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews*. Hg. v. C. Koschel, I. von Weidenbaum, München/Zürich: Piper.
- Benjamin, W. 1991. Über den Begriff der Geschichte. – W. Benjamin, *Abhandlungen. Gesammelte Schriften. Band 1–2*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 691–704.
- Biermann, W. 2012. *Fragen an Herrn Biermann aus Lettland. Gespräch*. [Handschrift.] „Bleiben Sie bei uns“ 1989. – Die Tageszeitung v. 10.11.1989. Verfügbar unter: <http://www.ddr89.de/ddr89/texte/appell4.html> (21.01.2013).
- Braun, V. 2011. Totenrede. – Sonderdruck edition suhrkamp (2012). *Wohin sind wir unterwegs? Zum Gedenken an Christa Wolf*. Berlin: Suhrkamp Verlag, 11–14.
- Die Einbindung der DDR in den sowjetischen Machtbereich. 2010. – Verfügbar unter: <http://www.kas.de/wf/de/71.6598/> (20.10.2013).
- Engel, H. 1998. *Der streitbare Streit. Eine Rezension zu: Bernd Wittek: Der Literaturstreit im sich vereinigenden Deutschland*. Verfügbar unter: [http://www.luise-berlin.de/lesezei/blz98\\_05/text16.htm](http://www.luise-berlin.de/lesezei/blz98_05/text16.htm) (23.01.2013).
- Erinnerungen an die Schriftstellerin Christa Wolf. 2012. Verfügbar unter: <http://www.youtube.com/watch?v=mGMZXosjHIU> (31.01.2013).
- Hennoste, T. 2012. Sotsiaalne ärkamisaeg – tervitusi teisest Eestist! – *Sirp* 30.11.
- Hoffmann, D. 2006. *Arbeitsbuch Deutschsprachige Prosa seit 1945*. Band 1. Tübingen/Basel: A. Francke Verlag.
- Malzahn, C. C. 2006. Wolf Biermann. Die Odyssee des Preußischen Ikarus. – *Spiegel Online Kultur*. Verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/0,1518,445880,00.html> (20.01.2013).
- Plenzdorf, U. 1980. *Die neuen Leiden des jungen W*. Erstauflage: /197(2)3. Rostock: Hinstorff.
- Pormeister, E. 2008. Die von uns erahnte Sprache. Ingeborg Bachmann. – *Literature, Folklore, Arts. Culture Dialogue: Austrian Literature and Culture in International and Interdisciplinary Discourse*. Riga: Latvijas Universitāte, 37–49.

- Rüdiger, T. 2009. *Lebensmuster – Wege zu Christa Wolf*. Verfügbar unter: <http://www.bpb.de/apuz/32142/lebensmuster-wege-zu-christa-wolf?p=all> (23.01.2013).
- Wohin sind wir unterwegs? Zum Gedenken an Christa Wolf*. Sonderdruck edition suhrkamp 2012. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Wolf, C. 1975. *Nachdenken über Christa T.* [Erstauflage: 1968(69).] Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag.
- Wolf, C. 1976. *Kindheitsmuster*. Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag.
- Wolf, C. 1979. *Fortgesetzter Versuch. Aufsätze Gespräche Essays*. Leipzig: Verlag Philipp Reclam jun.
- Wolf, C. 1980. *Kein Ort. Nirgends.* [Erstauflage: 1977.] Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag.
- Wolf, C. 1982. Projektionsraum Romantik. Ein Gespräch. – C. Wolf, G. Wolf, *Ins Ungebundene geht eine Sehnsucht. Gesprächsraum Romantik. Prosa und Essays*. Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag, 376–393.
- Wolf, C. 1989a. *Rede auf dem Alexanderplatz am 4. November 1989*. Verfügbar unter: <http://www.youtube.com/watch?v=SSk-ytE9c20> (29.10.2013); [http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/pdf/deu/Chapter1\\_Doc7German.pdf](http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/pdf/deu/Chapter1_Doc7German.pdf) (29.10.2013).
- Wolf, C. 1989b. *Störfall. Nachrichten eines Tages*. [Erstauflage: 1987.] Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag.
- Wolf, C. 1994. *Was bleibt. Erzählung*. [Erstauflage: 1990.] München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Wolf, C. 1996. *Der geteilte Himmel*. [Erstauflage: 1963.] München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Wolf, C. 2010. *Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud*. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Wolf, C. 2012. *Rede, daß ich dich sehe. Essays, Reden, Gespräche*. Berlin: Suhrkamp Verlag.